

*Eduard Mühl e: Die Slawen. C. H. Beck. München 2017. 119 S., Ill., graf. Darst. ISBN 978-3-406-70986-9. (€ 9,95).* – Dass zwischen Bulgaren, Polen, Russen, Serben und Tschechen mehr als nur sprachliche Gemeinsamkeiten bestehen, stand für viele Intellektuelle des 19. und frühen 20. Jh. außer Frage. Für sie stellten „die Slawen“ nicht nur eine Sprachgruppe, sondern eine Gemeinschaft mit gemeinsamer Abstammung sowie ähnlicher Kultur und Mentalität dar. Pointiert kam dies 1848 im Rahmen des Prager Slawenkongresses zum Ausdruck, auf dem sich die Teilnehmer als „zerstreute Glieder einer großen Völkerfamilie“ bezeichneten. Außenstehende ergänzten diese Sichtweise häufig noch um eine weitere Komponente und erblickten in den Slawen zudem eine geschlossene politische Entität. Häufig verbanden sich damit Warnungen vor einer „slawischen Flut“, die den romanisch-germanischen Kulturkreis zu überschwemmen drohe. Wer aber sind, jenseits aller späteren Eigen- und Fremdprojektionen, „die Slawen“? Die einst dominanten essentialistischen Antworten hierauf sind heute meist konstruktivistischen Erklärungen gewichen. Diese finden sich auch in der vorliegenden Abhandlung des Münsteraner Historikers Eduard Mühl e. Gleichwohl geht es dem Vf. nicht allein darum, den Begriff als kulturalistisches Konstrukt zu dekurvieren, der im Mittelalter, speziell aber ab dem 18. Jh. an Kontur gewonnen habe. Vielmehr zielt er darauf ab, die realhistorischen Grundlagen nachzuzeichnen, auf denen die Vorstellung von „den Slawen“ fußt. Ausgangspunkt hierfür ist ein Blick auf die Frühgeschichte der slawischsprachigen Völker (6.-9. Jh.), bei dem Fragen der Siedlungsstruktur, des Gesellschaftsaufbaus und der Religion behandelt werden. Dabei weist der Vf. u. a. auf Indikatoren für eine gemeinsame frühslawische Kultur (Keramiken, Häuserbau, Urnengräber) hin. Inwieweit daraus auf einen gemeinsamen (ethnischen) Ursprung geschlossen werden kann, versieht er angesichts fehlenden Quellenmaterials indes mit einem Fragezeichen. Kurz und prägnant werden die wichtigsten Herrschaftsverbände und ihre geschichtliche Entwicklung beschrieben, die sich allerdings kaum als „slawisch“ verstanden. Denn „die Slawen“ entwickelten sich im Zuge der Christianisierung vor allem zu einem Synonym für jene gentilreligiösen Gruppen, die das heutige Ostdeutschland bevölkerten. Diesen Stämmen in der *Germania Slavica* schenkt M. besondere Beachtung. Bei den christianisierten Völkern lassen sich Bezüge, die auf eine gesamtlawische Identität hindeuten, dagegen erst im Spätmittelalter entdecken, wobei es sich hauptsächlich um rhetorische Stilmittel handelte. Erst im Zeitalter der Aufklärung setzte sich die Auffassung durch, in den Slawen mehr als eine Sprachgemeinschaft zu sehen. Eine derart beschworene oder wahrgenommene Gemeinschaft der Slawen manifestierte sich aber nirgends. Zwischen Anspruch und Wirklichkeit klafften, gerade politisch, Welten. Als wirkungsmächtiger entpuppte sich das Konzept einer slawischen Einheit dagegen als Feindbild im Westen, insbesondere in Deutschland, auf dessen Diskurs M. näher eingeht. Heute sei diese Vorstellung indes weder bei den slawischsprachigen Nationen noch in der Außenwahrnehmung verbreitet. Wer also sind die Slawen? Für M. sind sie primär eine Sprachgemeinschaft. Dies legt er stringent, kenntnisreich und in einer klaren Argumentation dar. Obgleich sich seine Ausführungen an eine breite Leserschaft richten, ist die Lektüre auch für den Historiker ein Gewinn. Auf der Suche nach einer kompakten und luziden Überblicksdarstellung dürfte an diesem Werk kein Weg vorbeiführen.

München

Matthias E. Cichon

*Andreas Kappeler: Ungleiche Brüder. Russen und Ukrainer vom Mittelalter bis zur Gegenwart. C.H. Beck. München 2017, 267 S., graf. Darst., 4 Kt. ISBN 978-3406-71410-8. (€ 16,95.)* – Andreas Kappeler, einer der besten Kenner der Geschichte der Ukraine und Russlands im deutschsprachigen Raum, legt mit diesem Buch die erste Monografie zur gesamten Geschichte der russisch-ukrainischen Wechselbeziehungen vor. Er beschreibt ihr Verhältnis als verschränkte Geschichte (*histoire croisée*), wobei nationale Kategorien wie „russisch“ und „ukrainisch“ zu imperialen, regionalen, religiösen und sozialen in Konkurrenz standen und sich vermischten. K. zufolge bietet die Metapher der Familie einen Schlüssel zum Verständnis des Verhältnisses beider Völker, die sich seit dem frühen 17. Jh. als Brüder beziehungsweise als „großer“ (russischer) und „kleiner“ (ukrainischer) Bruder bezeichneten. Das Werk ist chronologisch gegliedert. Nach dem Untergang der Kiewer Rus' entwickelten sich Russen und Ukrainer vom 13. bis ins 17. Jh. hinein auseinander, was für ihre Beziehungen prägend wurde, wie K. zeigt. Die Moskauer Großfürsten befreiten sich schrittweise von der Tatarenherrschaft und be-

gründeten das autokratische Zarenreich. 1721 wurde Russland formal zum Russländischen Imperium (*Rossijskaja Imperija*). Im national-ukrainischen Narrativ gilt das nach einem Volksaufstand gegen Polen-Litauen 1648 errichtete Kosaken-Hetmanat als Vorläufer des eigenen Staates. Ab 1654 wurde das Hetmanat in das Reich der Zaren integriert, jedoch waren Russen und Ukrainer noch im 17. und 18. Jh. ebenbürtig, wie K. betont. Gebildete Ukrainer hatten bedeutenden Anteil an der Verwestlichung des ständisch geprägten Russlands. Die Gesamtperspektive ermöglicht es, prägende Aspekte der russisch-ukrainischen Beziehungen stärker herauszuarbeiten. Zentral ist in der Argumentation der Begriff der Asymmetrie, die sich ab Mitte des 18. Jh. zuungunsten der Ukrainer verschärfte. Die Ukrainer gelten allgemein als „verspätete“ bzw. „junge“ Nation. K. zeigt, dass dies auch auf die Russen zutrifft. Das Russländische Imperium und die Sowjetunion behinderten die Formierung einer russischen Nation (*russkaja nacija*), die als „all-russisch“ oder „dreieinig“ imaginiert wurde, was Ukrainer und Weißrussen mit einschloss. K. stellt im Weiteren die Russische und die Ukrainische Revolution 1917-1921 sowie die russisch-ukrainischen Beziehungen innerhalb der Sowjetunion dar. Die Ukrainische Sowjetrepublik bildete den Rahmen für die Nationsbildung der Ukrainer, die trotz der Säuberungen der 1930er Jahre und der Hungerkatastrophe 1932/33 (Holodomor) zu einer sozial vollständigen Nation wurden. K. betont, dass Russland und die Ukraine erst seit dem Ende der Sowjetunion Nationalstaaten seien. Russland sah die Ukrainer weiter als Teil einer umfassenden orthodoxen russischen Gemeinschaft (*russkij mir*) und erhob einen hegemonialen Anspruch auf den postsowjetischen Raum. Die Orange Revolution von 2004 und die Orientierung der Ukraine auf NATO und EU stießen in Russland auf heftigen Protest. Dem Autor zufolge lassen sich die Annexion der Krim und der Ausbruch des russisch-ukrainischen Krieges nur aus den Ereignissen seit Beginn der ukrainischen Revolution auf dem Euro-Maidan 2013/14 erklären, denn ein Erfolg der Revolution im Nachbarland hätte der eigenen Opposition als Vorbild dienen können: „Für Autokraten wie Putin hat die Erhaltung der eigenen Macht Priorität“ (S. 228). Angesichts des Krieges in der Ukraine stört die häufige Verwendung des Bruderbildes, das jedoch treffend und mit einer gewissen Distanz verwendet wird. K. hat eine kenntnisreiche und engagierte Darstellung zur Geschichte der russisch-ukrainischen Wechselbeziehungen verfasst. Sein Werk kann dazu beitragen, das häufig von russischen Sichtweisen dominierte Bild der Beziehungen dieser beiden Nationen und der Ukraine in der westlichen Öffentlichkeit und Politik zu korrigieren. Man kann dem Buch nur eine große Leserschaft wünschen.

Berlin

Torsten Wehrhahn

*Ondřej Han i č á k: Renesanční domy moravsko-slezského pomezí. Příspěvek k poznání typologie a formálních aspektů měšťanské obytné architektury 16. a 17. století. [Renaissancehäuser des mährisch-schlesischen Grenzgebiets. Beitrag zur Forschung über die Typologie und formale Aspekte bürgerlicher Wohnarchitektur.] Slezské zemské muzeum. Opava 2015. 279 S., Ill., zahlr. graf. Darst. ISBN 978-80-87789-27-8. (€ 13,-) – Im Fokus dieser Monografie stehen erhalten gebliebene städtische Bürgerhäuser der Renaissance im schlesisch-mährischen Grenzgebiet, die bis etwa 1620 entstanden sind. Ondřej Han i č á k untersucht vor allem die Bauwerke der herzoglichen Residenzorte Troppau und Jägerndorf und der Königstadt Freudenthal, in denen sich schon im Mittelalter eine rege Bautätigkeit entfaltet hatte. Im Laufe des 16. Jh. seien die Holzbauten aus vielfältigen Gründen durch Steinbauten ersetzt worden (S. 11), und diese Tendenz habe bis zum Anfang des Dreißigjährigen Krieges andauert. Allerdings zitiert H. z. B. aus einer Quelle über Jägerndorf um 1625: „Die Privathäuser aber sind noch mehrentheils hölzern“ (S. 160). Dort waren die Häuser in der untersuchten Zeit selten aus Stein gebaut. Die Publikation zielt ab auf eine bis jetzt fehlende komparative Gesamtdarstellung der Genese und der Bautypologie des Bürgerhauses in dieser Kulturregion. In der Literatur- und Quellenanalyse weist der Autor auf die kaum editierten und wenig ertragreichen Quellen hin. Er untersucht nicht nur die architektonisch bedeutenden Bürgerhäuser, sondern auch rein utilitär ausgerichtete städtische Familienwohnhäuser. Ausgehend von den mittelalterlichen Strukturen der Parzellierung und Fortifikation wird die Verwandlung des spätmittelalterlichen in ein moderneres Bürgerhauses verfolgt. Es wird auf die spezifischen Funktionsansprüche an das Bürgerhaus und deren Auswirkung auf die Gestaltung und Baustruktur auch im wirtschaftlichen Zusammenhang eingegangen. Dazu gehört z. B. dessen Verknüpfung mit dem Ausschankrecht. H. klassifiziert in*